Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **26 (1943-1944)**

Heft 29

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 14. Juli 1944 | Erscheint jeden Freitag | 26. Jahrgang Nr. 29

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 72975. Postscheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252. Postscheck-Konto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Ledig der Ledigensteuer!

I. M. „Der Zivilstand als Steuerkriterium ist ein gefährliches Präjudiz. Wenn in dieser Weise neue Steuerkriterien eingeführt werden, kommen wir morgen zur Besteuerung der Doktoren- und Professorentitel und übermorgen zur Besteuerung der blonden Haare", äußerte Dr. Schaller in der Eintretensdebatte zur kantonalen Kriegssteuervorlage im Basler Großen Rat. Es geht darum, daß Ledige, deren steuerbares Gesamteinkommen mehr als Fr. 6000.— beträgt, einen Zuschlag zur Einkommenssteuer von 10 Prozent, höchstens aber von Fr. 500.— zu entrichten hätten. Dadurch würden dem Fiskus zirka Fr. 150,000.— zufließen. (Der Ertrag der übrigen Vorlage wird auf ca. 5,5 Millionen Franken geschätzt.)

Und was sagen nun die Frauen zum Steuerkriterium des Zivilstandes, zu dieser Ledigensteuer und überhaupt zur Ledigensteuer?

Einmal muß sie den Frauen paradox erscheinen. Wieso? Immer und immer wieder stellt man ihrem Streben nach gleicher Entlöhnung für gleichwertige Leistung das Argument entgegen, die Männer hätten eben im Gegensatz zu ihnen für Familien zu sorgen. Aus diesem Grunde gehöre den gleichviel leistenden (und hin und wieder vielleicht auch weniger leistenden) Kollegen mehr Lohn. Man kann sich nun zu diesem Problem stellen wie man will, eines ist auf alle Fälle sicher, wenn den Frauen schon in Anbetracht einer erst sekundären (aber immerhin vorhandenen) Unterhaltspflicht weniger Lohn zugedacht wird, so wird bei ihnen konsequenterweise auch nicht viel Geld zu holen sein. In Umkehrung jenes Wortes ließe sich hier sagen: Wo man wenig sät, gibt es auch wenig zu ernten.

Etwas anders stehen die Junggesellen da. Denn man wendet ja den Grundsatz „mehr Lohn in Anbetracht familienrechtlicher Unterhaltspflichten" großzügig an. (En Paranthèse: Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß, so einleuchtend diese Großzügigkeit mit einem Seitenblick auf eine mögliche spätere Unterhaltspflicht ist, sie dagegen in der Praxis besonders selten dort einzuleuchten scheint, wo die Frauen nicht nur mögliche, sondern tatsächlich wirksame Unterhaltspflichten haben. Man hört so wenig, daß Witwen, unehelichen Müttern, geschiedenen Frauen, Ehefrauen eines erwerbsuntauglichen Mannes hinsichtlich ihrer Unterhaltspflicht für gleiche Leistung ein höherer Lohn als einem ledigen Kollegen oder gleichviel wie einem verheirateten zukommt.) Man sieht im Junggesellen bereits den Ernährer einer zukünftigen Familie. Anders als den erwerbenden Töchtern billigt man ihm häufig einen finanziellen Spielraum zu, um das wirtschaftliche Fundament für eine Ehe zu schaffen. (Die Aussteuer bringt zwar ebenso häufig die Tochter.) Er soll sich für seinen späteren Hausstand einen Boden schaffen können.

Zielt die Ledigensteuer nun auf die Eroberung dieses Bodens? Im Gegensatz zu den wirtschaftlich knapperen Verhältnissen erwerbender Frauen würde hier rein rechnerisch etwas mehr herausschauen. Aber trotzdem ist es fraglich, ob sich eine Ledigensteuer auch in Anbetracht der Junggesellen auf weite Sicht lohnen würde. Man ist versucht zu sagen, es „lohne" sich so gut und so schlecht, wie bei Holzmangel mit den Möbeln einzuheizen. Nimmt man die Möbel, so hätte man wohl das ersehnte Brennholz, aber die unentbehrlichen Möbel nicht mehr. Woher sie dann nehmen, woher? Vielleicht bliebe keine andere Lösung, als aus dem Brennholz wieder Möbel zu machen. Das ist kompliziert und schwierig, und man hätte es gescheiter beim Alten belassen und seinerzeit eine andere Lösung gesucht. Mit anderen Worten: Man will doch nicht, daß der Staat jungen Leuten um so mehr mit Ehestandsdarlehen vorwärts helfen muß, als eben eine Ledigensteuer das Sparen zur Gründung eines eigenen Hausstandes erschwert hat. — Was nützt es, einen Fünfliber zu bekommen, wenn man ihn mit einem anderen Fünfliber bezahlt?

Diese Frage kann man sich nicht nur hinsichtlich des erschwerten Sparens stellen, sondern noch in anderer — gerade die Frauen besonders treffender Beziehung.

Wohl haben ledige Frauen, sofern sie keine Kinder haben, auch keine Unterhaltspflichten. Hingegen sind sie in genau gleichem Maße wie die Männer Eltern, Großeltern und Geschwistern gegenüber unterstützungspflichtig. Immer wieder verblüfft das Ausmaß der Unterstützungsleistungen, welches aus Erhebungen bei den Frauen einzelner Berufskategorien hervorgeht. Nicht ungerechtfertigterweise ist die ledige Frau, welche weit über ihre rechtliche Unterstützungspflicht hinaus den Verwandten hilft, geradezu eine legendäre Gestalt geworden. Nun, es sind diese Frauen und ihre Schützlinge, welche durch eine Ledigensteuer betroffen werden, d. h. die Frauen unmittelbar und die Unterstützten mittelbar. Oder genauer: Aus diesen Unterstützten werden eben weniger oder nicht mehr Unterstützte. Wer aber für die Leute sorgen muß, wenn gar niemand mehr für sie sorgen kann, weiß man. Es ist das Gemeinwesen. — So brächte die Ledigensteuer auf der einen Seite etwas ein, würde aber gleichzeitig auf der anderen Seite eine neue Ausgabe verursachen. Wo bleibt da der Gewinn? — Es ist deshalb auch nicht von ungefähr, daß verschiedene Kantone, welche sich eingehend mit dem Problem der Ledigensteuer befaßt hatten, solche Pläne wieder fallen ließen.

Aber selbst, wer sich allen diesen Erwägungen verschließen würde, wer die Bedürfnisse der Ledigen gegenüber denjenigen der Verheirateten kurzerhand in den Hintergrund stellt, soll sich vergegenwärtigen, daß man jener vermeintlich größeren wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Ledigen bereits in zahlreichen Kantonen, welche eine eigentliche Junggesellensteuer nicht kennen, Rechnung getragen hat. So übrigens auch im Kanton Baselstadt. Das steuerrechtlich erhebliche Existenzminimum ist nämlich bei Verheirateten und Ledigen differenziert ausgestaltet. Zudem sind den Verheirateten Kinderabzüge gestattet. Würde man schon aus diesem Grunde mit einer speziellen Ledigensteuer nicht zu weit gehen?

Es gibt nun aber noch einen anderen Gesichtspunkt als den wirtschaftlichen, welcher zur Ablehnung der Ledigensteuer drängt. Auch dieser Gesichtspunkt liegt den Frauen ganz besonders nahe.

Ist es praktisch nicht so, daß, was die Ledigen mehr steuern, indirekt den Verheirateten und ihren Angehörigen zugute kommt? Wird von den Ledigen verlangt, daß sie die Lasten der Verheirateten tragen?

Deshalb wollen wir auch einmal in Betracht ziehen, daß ja gar niemand gezwungen ist zu heiraten. Im Gegenteil, es fehlt nicht an allerhand Mahnungen zur Vorsicht. Vor jeder Uebereilung warnen nicht nur die Artikel, welche über die vielen Ehescheidungen klagen, sondern sogar die Dichtung:

„Buebel, wenn de meitele witt,
Schieß mer nit so dry
Wie ne hungrige Drösscherknächt
I ne heiße Bry"

und Robert Burns verschmäht nicht, auf eventuelle wirtschaftliche Folgen aufmerksam zu machen:

„Einmal chnöpfli, zweimal chnöpfli,
Drümal chnöpfli tägli;
Sie chnöpflet mi na z'lumpus z'letzt,
Die hungerliidermägli!"

Gezwungen wird niemand. Im Gegenteil. Wer geheiratet hat, hat offenbar die Frage: „Ist der ledige oder der verheiratete Stand der glücklichere?" freiwillig zugunsten des letzteren beantwortet. Nun widerspricht es dem Gerechtigkeitsgefühl, daß, wer diesen vermeintlich glücklicheren Stand gewählt hat, zur Erleichterung der Lasten dieses Standes noch die vermeintlich weniger Glücklichen in Anspruch nimmt.

Wie gesagt, es ist niemand gezwungen, zu heiraten. Dagegen sind aber — und das geht nun entscheidend die Frauen an — viele, viele Schweizerinnen gezwungen, ledig zu sein. Eindeutig gezwungen. Zur Begründung brauchen wir kein einziges Wort, sondern nur zwei Zahlen: Nach der Zählung vom 1. Dezember 1930 stehen in der Schweiz 1,958,349 Männern 2,108,051 Frauen gegenüber. Darf da die Idee, daß Tausende von Frauen grundsätzlich für nichts und wieder nichts als ihre bloße Existenz besteuert werden, noch mehr um sich greifen? Die Kantone Zürich, St. Gallen, Neuenburg und Genf haben bereits eine Ledigensteuer. Auch sieht der BRB. vom 9. Dezember 1940 über die Erhebung einer Wehrsteuer für Ledige einen besonderen Einkommenstarif mit erheblich stärkeren Ansätzen vor. Wäre eine solche Steuer nicht eine Strafsteuer? Eine Art Geldstrafe, weil diese vielen tausend Frauen belieben — zu leben?

Aus mehr als einem guten Grund setzt sich deshalb die Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung für die Ablehnung der vorgeschlagenen Junggesellensteuer ein.

Aber wie lange muß der Einsatz der Frauen für ihre Ansicht noch die Tragweite einer bloßen Bitte haben? Wie lange geht es noch, bis wir das wirksame Mittel zur Vertretung unserer Ansicht, das Stimmrecht, haben?

In den letzten Jahren ist auch bei uns die Sitte der „stillen Minute" für ein besonderes Gedenken aufgekommen. Wie wäre es, wenn man einmal eine solche „stille Minute" einschalten würde, um sich zu vergegenwärtigen, wie manche, die Frauen treffende Vorschrift, mit welcher sie sich nicht einverstanden erklärt hätten, über ihren Kopf hinweg in Kraft gesetzt worden ist, weil ihnen immer noch das rechtliche Mittel fehlt, ihrer Stimme Gehör zu verschaffen.

Nochmals „Arbeitsbeschaffung und Frauenarbeit"

Unter diesem Titel stellte in der letzten Nummer (28) eine Ausführung über den

Zwischenbericht des Bundesrates
über die vorbereitenden Maßnahmen
der Arbeitsbeschaffung

fest, daß sich darin erfreuliche und verständnisvolle Ansätze zeigen, die Frauenarbeit auf der Grundlage einer Gleichberechtigung in die Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung einzubeziehen. — Tatsächlich ist die Anerkennung der „Ansprüche der Frau auf Gleichberechtigung bei der Ausübung eines Berufes" eine recht erfreuliche Grundeinstellung. Eine andere Frage aber ist, ob

die Einschränkungen

welche im bundesrätlichen Bericht harmlos aussehen, in der Praxis nicht zu Härten und Ungerechtigkeiten führen können. Dr. Dora Schmidt unterzieht im Neuen Winterthurer Tagblatt diese Einschränkungen einer eingehenden

kritischen Prüfung:

„1. Diejenigen weiblichen Arbeitskräfte, die lediglich während dem Kriege aushilfs-

---

Ein heiterer Roman von A. T. Monti.

Vorgeschichte: Nach unermüdlichem Suchen ist es Albert Pfister endlich gelungen, in der Person einer Schauspielerin, Rita Olden, jene Unbekannte ausfindig zu machen, welche mitten im Straßengewühl und auf Distanz seine Liebe auf den ersten Blick gewonnen hatte. Er bittet sich an ihre Fersen und ist mit dem Theaterensemble auf der Reise nach Genf. Soeben ist die Unterhaltung mit einer Kollegin auf den Schauspieler Praxmarer gekommen. Er macht Rita den Hof, wodurch er im Auge Alberts ein Dorn wird.

7. Fortsetzung:

„Hat Rita eigentlich mehr Gage als Sie?" forschte er weiter.

„Wieso? Wie kommen Sie darauf? Sie meinen, weil sie zweite Klasse fährt, während wir ... nein, nein!" sie beugte sich vertraulich vor: „... Rita kriegt nämlich überhaupt keine Gage. Sie singt umsonst."

„Hat sie denn eigenes Vermögen, daß sie sich das leisten kann?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht kriegt sie das Geld von ihrem Mann."

„Von ihrem ... sie ist ver ... von ihrem Mann ...?"

„Ich weiß nicht, was er ist und wie er heißt. Sie spricht niemals über ihn, nicht einmal zu mir. Ist auch unwichtig!"

Sie schien erst jetzt richtig ins Fahrwasser zu kommen, und Albert füllte ihr von neuem das Glas. Doch sie hielt sich plötzlich an der Tischkante fest und murmelte:

„Ich glaube, ich habe zu viel getrunken. Sie Aermster, jetzt müssen Sie mich an meinen Platz zurückbegleiten. Allein finde ich den Weg nicht mehr ..."

Vor ihrem Abteil angelangt reichte sie ihm die Hand.

„Danke, für den netten A-a-abend ... und wenn Sie einmal Rat oder Hilfe brauchen, können Sie immer auf mich .. rechnen ..."

*

Das Nicolaische Opernensemble war ein sogenanntes Sommerunternehmen, das heißt, es lebte auf, wenn die andern Theater ihre Tore schlossen und verdämmerte, wenn Ende August die großen Bühnen mit ihrem eigenen Spielplan begannen.

In dem allgemeinen Wirrwarr, der am ersten Tag in Genf herrschte, war Albert der einzige, der nichts zu tun hatte, überall dabei sein wollte und überall im Wege stand. Er verfolgte die geliebte Frau wie ein Schatten. Vom Hotel ins Theater, von der Bühne in die Garderobe, von der Garderobe in die Kantine, von der Kantine ins Bühnenhaus.

Als das erste Klingelzeichen durch das Haus schrillte, da stand Albert schon längst vor der Garderobe Nr. 1 und wartete mit ungeduldiger Geduld, daß er hereingelassen werde. Zu seinem Unglück gab es in dieser Garderobe keine spanische Wand, so daß er draußen warten mußte.

Ja, er durfte nicht hinein, er mußte sich draußen die Beine in den Leib stehen, aber Direktor Nicolai, der klopfte nicht einmal an, der fragte nicht um Erlaubnis, sondern ging einfach hin zu ihr. Aber nicht nur Nicolai, auch der junge Bengel Meier, der sogenannte Sekretär, und Oeggl, und selbst Praxmarer hatten einen Passepartout in ihre Garderobe. Die Garderobière hatte durch den Türspalt den ungeduldig Wartenden gerade beschwichtigt, daß Frau Olden gleich fertig sein werde, als der finstere Tenor die Türe der Nebengarderobe öffnete und ohne zu fragen, ohne Albert eines Blickes zu würdigen, in Garderobe Nr. 1 verschwand.

Jeder durfte hinein zu ihr, nur er nicht!

Wäre Albert erfahrener gewesen, so hätte er diese scheinbare Zurücksetzung vielleicht schmeichelhaft, ja hoffnungsreich empfunden. Dann hätte er vielleicht überlegt, daß Kollegen meist nicht als Männer betrachtet werden, sondern als behoste Lebewesen, mit denen man beruflich zu tun hat.

„Seit heute früh suche ich eine Gelegenheit, Sie zu sprechen", klagte er, als er sie später zwischen zwei Auftritten erwischte. „Wann kann ich Sie endlich unter vier Augen sprechen?"

„Morgen!" lachte sie fröhlich.

„Bestimmt?"

„Ganz bestimmt!"

„Lange?"

„Sehr lange!"

Sie lachte ihn liebenswürdig an, sie war nicht mehr so kühl und zurückhaltend wie bisher, und er hatte das Gefühl, als ob jetzt endlich das Eis gebrochen sei.

Nach der Vorstellung begleitete er Rita ins Hotel zurück. Sie ließ sich sogar zu einem Mokka einladen. Ja, es hatte durchaus den Anschein, wie wenn Rita sich für Albert interessierte. Als sie aufbrachen nahm sie sogar seinen Arm, gleichsam um zu bekunden, daß sie zu ihm gehöre und er zu ihr.

Dann allerdings kam die kalte Dusche. In der Hotelhalle ließ sie ihn einfach stehen und ging mit Praxmarer, der plötzlich neben ihr aufgetaucht war, die Treppe hinauf. Sie winkte noch einen Gutenachtgruß, dann war sie seinen Blicken wieder entschwunden.

Was war das nur? Spielte sie mit ihm? War das wirklich ein Rivale dort oben? Hatte sie nicht mit ihm etwas geflüstert? War das ein Gutenachtgruß oder eine Verabredung? Der Gedanke, daß Praxmarer jetzt vielleicht in ihrem Zimmer sei, war unerträglich für Albert. Die wahnsinnigsten, tollsten Gedanken überfielen ihn, so daß er es in seinem Zimmer nicht aushielt, sondern mitten in der Nacht weglief, um seinen dröhnenden Kopf an der kühlen Luft zu beruhigen.

Er mußte sich Gewißheit verschaffen, auch wenn er alle Gesetze des Taktes und der Höflichkeit verleugnete. Er betrat eine öffentliche Telephonkabine und verlangte zweimal hintereinander das Hotel. Zuerst das Zimmer Praxmarers, dann „ihr" Zimmer. Sie waren beide da. Sie in Nummer 87, er im

weise eine Arbeit angenommen haben, sollen aus dem Produktionsprozeß ausscheiden. Das mag in gewissen Fällen richtig und billig sein. Zu beachten ist aber, daß die wirtschaftliche Lage vieler Familien und Einzelindividuen sich während der bald 5jährigen Kriegszeit geändert hat und sich bis zum Eintritt einer allfälligen Krisis noch ändern wird. So sind heute viele auf Verdienst angewiesen, die es vor drei oder vier Jahren nicht waren. Denn auch die Frau übernimmt meist wegen der finanziellen Lage der Familie bezahlte Berufsarbeit. Der Vorschlag des Bundesrates läßt den dringlichen Wunsch aufkommen, in allen Fällen, wo seine Formel auf Ausschluß der Neugekommenen zur Anwendung kommen soll, eine gerechte Ueberprüfung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten für den Frauenverdienst vorzunehmen. Wenn das Prinzip nicht nur in der Industrie, sondern auch auf die Verwaltung zur Anwendung kommen soll, wäre es wünschenswert und würde gewiß für **verantwortungsbewußte Frauenkreise eine Beruhigung bedeuten, wenn Frauenkommissionen bei den so gearteten Entlassungen mitwirken könnten.**

2. Der gleiche Wunsch ist berechtigt, wenn der Bundesrat weiterhin proklamiert, daß es nicht unbillig sei, „bei einem entwaigen Abbau der Belegschaften **die verheiratete Frau**, deren Ehemann ausreichenden Verdienst hat, **früher zu entlassen als Familienväter**". Positiv zu werten vom Frauenstandpunkt ist an dieser Darlegung, daß nur Familienvätern und nicht dem Manne schlechthin eine Vorzugsstellung eingeräumt wird und daß andererseits nur die verheirateten und nicht alle Frauen zurückgesetzt werden. **Besorgniserregend aber ist der sehr dehnbare Begriff „des ausreichenden Verdienstes". Nicht jeder Ehegatte, der einen Durchschnittslohn bezieht, hat ausreichende Einnahmen, gemessen an den Familienverpflichtungen.**

Wenn überhaupt der Faktor der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Arbeitnehmers bei Entlassungen in Betracht gezogen werden muß, so sollte doch das Bedürfnis nach Verdienst, gemessen auch am vorhandenen Vermögen und an den gegenwärtigen und zukünftigen Familienlasten gesetzlicher und nichtgesetzlicher Art geprüft werden.

In seinem Zwischenbericht zur Arbeitsbeschaffung hat der Bundesrat unter anderem vorgesehen, zur Entlastung des Arbeitsmarktes und der Krisis notfalls diejenigen Frauen, die erst seit Kriegsbeginn in der Erwerbswirtschaft tätig sind und bei Entlassungen vorab diejenigen verheirateten Frauen, deren Mann ein genügendes Arbeitseinkommen hat, auszuschalten. Es wird also versucht, die Krisenmaßnahmen zu kombinieren mit einer gewissen Familienpolitik und mit einem Schutz der eingesessenen Arbeitskraft.

Eine andere Frage

Die bundesrätlichen Darlegungen rufen, wie viele vom gleichen Geist getragenen, einer andern Frage. Läge es nicht im Interesse der schweizerischen Wirtschaft, daß die Behörden der Berufseignung der Stellenanwärter und -anwärterinnen oder der zur Arbeitslosigkeit Verurteilten vermehrt Rechnung tragen würden? Als Basis für Betrachtungen von der Art, wie sie der Bundesrat anstellt, gilt doch offenbar der Satz: Der Mann hat, gleichviel welches seine Leistungsfähigkeit ist, Anrecht auf Arbeit und eigenen Verdienst, die Frau nur unter gewissen, die Berufseignung nicht berührenden Voraussetzungen. Und doch ist die berufliche Eignung, **ja Ueberlegenheit der Frauen in verschiedenen Arbeitsgebieten, auch außerhalb von Landwirtschaft, Hausdienst und Fürsorge, nachgewiesen.** Die schweizerische Wirtschaft und unser soziales Leben verdanken der egakten, ausdauernden Arbeiterin, der gewandten Sekretärin und Kanzlistin, der zuverlässigen Kassierin, der hingebenden wissenschaftlichen Mitarbeiterin, der geduldigen Laborantin, der erzieherisch begabten Lehrerin, schon heute unendlich viel,

so daß ein modernes Arbeitsbeschaffungsprogramm nicht nur Ansätze, sondern eine durchgreifende Revision der konventionellen Vorstellungen von Frauenarbeit und Frauenberufseignung enthalten sollte.

Der Bundesrat ist ja bestrebt, in seinem „Zwischenbericht" den Stimmen der Gegenwart, der „neuen Zeit", Rechnung zu tragen. Das besagt schon die Einleitung, in welcher vieles über Bord geworfen wird, was bisher zum Gedankengut volkswirtschaftlicher Botschaften des Bundesrates gehörte. Warum dann nicht im Interesse der Wirtschaft auch inbezug auf Frauenarbeit einen etwas

moderneren Standpunkt

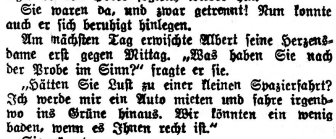
einnehmen? In der Auffassung des Bundesrates sehen wir nämlich Spuren jener archaischen Denkformen inbezug auf die soziale und berufliche Stellung der Frau, die wir zu unserem Bedauern streckenweise noch in den Südkantonen unseres Landes antreffen. Der Nordschweizer stellt oft noch mit Befremden fest, daß im Wallis und Tessin der Frau auf dem Lande nicht nur ein Uebermaß an Arbeit zugemutet wird, sondern daß selbst in Anwesenheit des Mannes und der Söhne die Frau physische Arbeiten zu verrichten hat, die ihr nicht angemessen und die nach eidgenössischem Fabrikgesetz in der Industrie ausdrücklich verboten sind. Wir denken da an das Heben schwerer Lasten. Wie oft trifft man auf dem Walliser Bergpfad den Gatten hoch zu Roß, ohne jede Bürde, ein Pfeiflein rauchend, und die Frau barfuß, mit der schweren Hutte mit Waren (manchmal allerdings auch mit Pfeife!).

Die Belastung der Frau mit schwerer, untergeordneter Männerarbeit, ohne Prüfung der Arbeitseignung und auf Kosten ihrer hausfraulichen Tätigkeit, auf Kosten ferner einer kultivierten, fortschrittlichen Pflege des Heims ist irgendwie, wenn auch nur entfernt, ein unerwünschter Ausfluß jener Theorie von einer gottgewollten Ordnung, einer „gottgewollten" Unterordnung des Weibes unter den Herrn und Gebieter. Falls man aber der Stimme des Schöpfers wirklich lauscht, die Fingerzeige der Natur offenen Auges prüft, so wird man doch zugeben müssen, daß der Mann mit seiner überlegenen physischen Kraft in erster Linie für die Verrichtung psychischer Arbeiten geschaffen, daß die Frau mit ihrem zarteren Knochenbau, ihren schwächeren Muskeln und ihren kräfteverzehrenden Gebäraufgaben vorab einmal bei leichterer und sogar mehr intellektueller Arbeit tätig sein sollte. (Das ist nicht so überraschend, Ein kleines Beispiel: Man weiß, daß im frühen Mittelalter in den Rittersfamilien oft die Frauen allein des Schreibens und Lesens kundig waren, während sich ihre analphabetischen Gatten auf der Jagd tummelten. Kaum aber hatte man später die Bildung als Macht erkannt, so war es auch Zeit, diese als „unweiblich" zu verschreien. — Oder ein anderes, etwas größeres Beispiel: Japan hat der Wirksamkeit seiner Frauen nicht nur Bereiche vorenthalten, sondern ihnen solche auch vorzugsweise zugewiesen. So zum Teil die schönen Künste. Lange bevor Europa Dante, Shakespeare und Goethe hervorgebracht hatte, verehrte Japan seine unsterblichen Dichterinnen, die Damen Ono no komachi, Ise und Sei Schonagon. Red.)

Diese Ueberlegungen provoziert der Bericht des Bundesrates namentlich dort, wo er ohne Vorbehalte die Landwirtschaft als in der Nachkriegszeit für die Frauen „zumutbare Arbeit" erklärt. Wie die Männer sollen also außerhalb der Kriegswirtschaft bei eintretender Arbeitslosigkeit auch Frauen in die Landwirtschaft versetzt werden können. Das Projekt legt uns jedenfalls den Wunsch nahe, es möchte überall in der Schweiz ein weiblicher Arbeitsnachweis bei diesen Zuweisungen funktionieren dürfen. Eine solche Vorschrift kann durch ein Frauenarbeitsamt, in dem, wie beispielsweise im zürcherischen, Verständnis für Frauenschicksale und Frauenberufseignungen herrscht, zweckmäßig angewendet werden. Wo die Organe für den weiblichen Arbeitsnachweis weniger spezialisiert sind und wo keine Frauen mitwirken, birgt dieses Projekt entschieden gewisse Gefahren, selbst dann, wenn, wie aus dem Bericht des Bundesrates zwischen den Zeilen zu lesen, unter „Landwirtschaft" weitgehend „landwirtschaftlicher Hausdienst" zu verstehen ist.

Nun zum Politischen!

Tausende von Bürgerinnen berührt es im Jahre 1944 sonderbar, daß in der ältesten Demokratie der Welt zu einem derart wichtigen und die Fraueninteressen direkt erfassenden Bericht des Bundesrates sich im Parlament, also vor dem Ohr der obersten Landesbehörde, keine Frauenstimme erheben kann, daß die Arbeitsbeschaffungspläne ausschließlich von Männern konzipiert, auch weitgehend von Männern in die Praxis umgesetzt werden und daß noch nicht einmal überall ein weiblicher Arbeitsnachweis bei ihrem Vollzug mitwirkt. In diesen überaus wichtigen Fragen hängt die Frau vom Wohlwollen und Verständnis der Männer ab, auf die sie nicht unter allen Umständen zählen kann, wenn eine Krisis den Konkurrenzkampf verschärfen wird."



Ein Bergdorf beginnt zu weben

f. a. Wie gesät stehen die Häuser und Scheuerlein am Oberlauf der Saane, über zwei Wegstunden hin an die Hänge gestreut. Nur in Feutersoey scharen sich einige um Post und Schulhaus und in Gsteig um den Kirchturm.

Unabsehbare Mengen Holz liegen talwärts an der Straße, sonst ist der Verdienst karg, die Gemeinde arm. Auf den fetteren Alpen der Gsteiger sömmern Walliser; sie kauften die Weiden, Stück um Stück. Seit die Pillonstraße stillliegt, wird das Geld hier oben immer rarer.

In die Dorfstraße klappern seit jüngst Webstühle. Zwei alte wurden in einem hellen Raum aufgestellt, zwei neue vom Frauenverein dazu gekauft, und schon zeigen Frauen in ihren niedern Stuben ein Beigelein Handtücher; selber gesponnen und selber gewoben. Einem Webkurs, der kürzlich zu Ende gegangen ist, lief Unterricht über das Spinnen von Wolle voraus, früher auch über das Meistern von Flachs am Spinnrad.

Im Spinnkurs lernten die Frauen zugleich die unterschiedliche Güte des Schafvliesses kennen und wurden angeleitet im Pflanzenfärben. Diese weichen Farben sind für das Eigengewachsene immer noch unübertroffen, zurückhaltenden Bergern vergleichbar, deren Gehaben für sie redet und übereinstimmt mit ihren Triften und Schroffen. Die Frauen von Gsteig wissen nun wieder, wie die dunkeln Farben der Moose, Flechten, Blätter, Rinden in unberzinnten, helle und rote Farben dagegen in berzinnten Kesseln eingefärbt sein wollen und was alles an Holzzubern, Steinguttöpfen zum Einweichen der Färbemittel, Holzkesseln und Stäben, Sieben aus Sacktuch mit Holzrahmen und derlei zu dieser alten Verrichtung nötig ist.

Zum Spinnen erwachsen langsam auch wieder die Spinnerlieder. An Spinnstubeten im letzten Winter summten bis 13 Rädlein, und die Frauen und Mädchen sangen:

„Es schlyche vier Buebe
um Summatters Hus..."
„Es düecht, i gsei mis Müetti..."

und eine stimmte an:

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat hat beschlossen, für die Zeit vom 1. November 1944 bis 30. April 1945 die nötigen Mittel für einen Milchpreiszuschlag von 2 Rp. pro Liter zur Verfügung zu stellen.

Delegierte der sozialdemokratischen Linken und der sozialistischen neuen „Partei der Arbeit" haben die Fusion ihrer Organisationen beschlossen.

Der Kirchenrat des Kantons Zürich ließ auf allen Kanzeln eine Botschaft über die Judenverfolgungen verlesen; der schweizerische evangelische Kirchenbund wandte sich an den Bundesrat und an das Internationale Rote Kreuz mit der dringenden Bitte, das Menschenmögliche zur Rettung der noch lebenden Juden in Ungarn zu tun; der Kantonsrat Zürich stimmte einer Protesterklärung in gleicher Sache zu; der schweizerische israelitische Gemeindebund appelliert an das Gewissen der Welt und schließt seinen Aufruf: „Wir wollen uns wie unsere christlichen Mitmenschen im Gebet für diese Unglücklichen vereinen."

Mehrere alliierte Bomber überflogen die Schweiz und wurden zur Landung in Dübendorf und Altenrhein gezwungen. Die Besatzung wurde interniert.

Der japanische Gesandte in der Schweiz, Tamao Sakomoto, ist in Bern verstorben.

Kriegswirtschaft: Zusätzlich wurden auf der Juli A-Karte in Kraft gesetzt: Coupons D für je 50 Gramm Mais/Hirse; Coupons R für je 50 Gramm Fleisch; Coupons V für je 100 P. Fleisch, also total 300 P. Fleisch. — Auf der Kinderkarte wurden freigegeben: Coupon DK für 100 Gramm Mais/Hirse; Coupons EK für total 2 Eier.

Ausland

General de Gaulle hatte in Washington Besprechungen über Kriegs- und Nachkriegsprobleme; die Aussprachen haben offenbar der Förderung des gegenseitigen Vertrauens gedient.

Der auswärtige Ausschuß des Repräsentantenhauses forderte die Regierung der Vereinigten Staaten auf, alles zu tun zur Rettung der ungarischen Juden.

Indirekt wird aus Ungarn gemeldet, daß viele Ungarn vor Gericht gezogen werden wegen „Hilfe an Juden". — Nach der Einnahme von Minsk durch die Russen hat das dortige Bürgermeisteramt erklärt, daß auch in Minsk Zehntausende von Juden in Gaskammern getötet worden seien, darunter diejenigen aus Hamburg. In den drei Jahren der deutschen Besetzung sollen allein in den Bezirken Minsk, Gomel und Bobruisk 210,000 russische Staatsbürger umgebracht worden sein.

Im englischen Unterhaus gab Churchill ausführlichen Bericht über die Wirkungen der deutschen Flügelbomben. Seit 1942 hat der Geheimdienst von deren Herstellung Kenntnis gegeben und die Abwehrmaßnahmen haben deren Einsatz und Zahl herabgesetzt. Es sind 2754 Bomben in Zeit von drei Wochen auf England abgeschossen worden, 2752 Menschen wurden getötet und 8—10,000 Menschen wurden schwer oder tödlich verletzt. — Die planmäßige freiwillige Evakuierung der Kinder Londons ist im Gange.

Sabotageakte werden aus Frankreich, Italien, Holland, Norwegen etc. gemeldet. Der Generalstreik in Kopenhagen wurde beigelegt, nachdem die Besetzungsmacht den Forderungen des dänischen Freiheitsrates auf Aufhebung des Ausgehverbotes sowie auch in anderen Punkten nachgegeben hat.

Der dänische Freiheitsrat hat einen offiziellen Vertreter bei der Sowjetregierung ernannt.

In den mittelamerikanischen Republiken Honduras und Nicaragua sind Unruhen ausgebrochen.

Ministerpräsident Bonomi und seine Mitarbeiter haben Sitz in Rom genommen.

Kriegsschauplätze

Osten: In ihrem raschen Vorrücken haben die Russen die Litauische Grenze überschritten. Baranowitschi, Lida wurden besetzt, Dünaburg südlich umgangen; in und um Wilna wird heftig gekämpft. Der deutsche Widerstand ist stellenweise heftiger geworden.

Westen: Nach der Einnahme der heißumkämpften Stützpunkte Caen und La Haye du Puits hat sich der deutsche Widerstand versteift. Ein neuer Brückenkopf am Bire wurde von Amerikanern errichtet.

Italien: Neue, aber beschränkte Fortschritte wurden von den Alliierten erzielt; vor Livorno wird heftig gekämpft; es kam zu heftigen deutschen Gegenstößen.

Pazifik: Auf den Marianen ist der letzte japanische Widerstand zusammengebrochen, die Inseln sind von Alliierten besetzt.

Luftkrieg: Der Einsatz deutscher Flügelbomben gegen London dauert an, die Gegenwehr ist stark und bombardierte Abschußrampen und ein Bombenlager in Frankreich. — Alliierte Bomber griffen Ziele an in Leipzig, München, Gelsenkirchen, Ruhrgebiet, Wien, Agram, Toulon, Dijon, Mostl, Ungarn etc. — Von chinesischen Stützpunkten aus wurden Fabriken in Japan bombardiert.

Nummer 115. Nachdem sie sich gemeldet hatten, legte er den Hörer sogleich wieder hin.

Sie waren da, und zwar getrennt! Nun konnte auch er sich beruhigt hinlegen.

Am nächsten Tag erwischte Albert seine Herzensdame erst gegen Mittag. „Was haben Sie nach der Probe im Sinn?" fragte er sie.

„Hätten Sie Lust zu einer kleinen Spazierfahrt? Ich werde mir ein Auto mieten und fahre irgendwo ins Grüne hinaus. Wir könnten ein wenig baden, wenn es Ihnen recht ist."

Sie zögerte.

„Ich weiß nicht. Vielleicht dauert die Probe sehr lange..."

„Nein! Ich habe mit Nicolai gesprochen. Die Probe wird nicht lange dauern, denn er hat um zwei Uhr eine Verabredung. Sie dürfen nicht nein sagen, Frau Rita! Sie haben es mir gestern fest versprochen."

Sie sagte zu.

Albert dachte natürlich, diese kleine Verabredung sei ein Geheimnis zwischen Rita und ihm. Doch er mußte erfahren, daß innerhalb einer Stunde das ganze Ensemble genauestens unterrichtet war.

„Kleine Autofahrt mit Baden und Schwimmen, oho..." meinte Nicolai grinsend, und Frau Bünzli zwinkerte Albert vertraulich zu. Nur Praxmarer schwieg. Doch daß er das Kampffeld nicht ohne weiteres dem Rivalen zu überlassen beabsichtigte, das sollte sich bald zeigen.

Albert lief inzwischen in eine Garage, mietete dort einen großen Wagen nebst Chauffeur und besprach mit ihm die Fahrroute. Ja, der Chauffeur kannte ein stilles, wunderschön gelegenes Plätzchen, etwa dreißig Kilometer von der Stadt entfernt, wo beinahe kein Mensch hinkam.

Der Ort, wohin er die beiden dann führte, war in der Tat herrlich gelegen. Riesige alte Buchen und Eichen wölbten sich zu einem prächtigen Dom, grün und golden schimmerte die Sonne durch das Blättergewirr.

Albert war selig, als er dieses Plätzchen erblickte.

Hier hatte er die geliebte Frau allein für sich. Hier konnten sie zu der großen Schwimmtour starten, dann würden sie ein lustiges Picknick veranstalten, dann — sich aussprechen... Was er sich von dieser Aussprache erhoffen durfte, wagte er nicht auszudenken.

Doch nur die erste Hälfte seines schönen Planes wurde verwirklicht. Die Schwimmtour gelang, und als sie mit langen, ruhigen Stößen wieder dem Land zustrebten, da erblickte Albert schon von weitem eine verdächtige Gestalt am Strand. Als er näher kam, verwandelte sich das badehosige Lebewesen, das einem Riesenstorch glich, in jene Person, die er lieber in einer Eskimohütte am Nordpol oder in der Wüste Sahara mitten im schrecklichsten Samum gewußt hätte — überall auf der Welt, nur nicht gerade hier!

„Da!" rief er der Schwimmpartnerin zu. „Erkennen Sie ihn?"

„Ach...!" war alles, was sie antwortete.

Diesem Aufruf war nicht zu entnehmen, ob sie peinlich oder freudig überrascht war. Oder... — er wagte nicht weiter zu denken — war das Auftauchen Praxmarers ein abgekartetes Spiel? Jedenfalls begrüßte sie ihn freundlich, während Albert ihm nur ankurrte. Wirklich, eine Unverschämtheit von diesem Kerl! Machte sich da breit, als hätte man ihn eingeladen! Hockte sich wie eine Riesenspinne auf den Rasen hin und verdarb ihm „seinen" Nachmittag!

Glücklicherweise gab es einen Ort, wohin Praxmarer ihnen nicht folgen konnte: ins Wasser nämlich. Denn der Langbeinige konnte nicht schwimmen und machte einen lächerlichen Eindruck, wie er storchenhaft im seichten Wasser herumstelzte.

Aber ewig konnte auch Albert nicht im Wasser bleiben, zumal nach der langen Schwimmtour auch der Magen seine Rechte forderte. Immerhin, Praxmarer bewies, daß er nicht nur ein eifersüchtiger Rivale, sondern auch ein Mann von Charakter war. Er schien sich dessen bewußt, daß er zum Picknick nicht eingeladen war. Während aus der Tiefe des Picknickkorbes die herrlichsten Sachen zutage befördert wurden, während leckere Sandwiches vor seinen Augen lagen und ihm der Duft frischer Walderdbeeren in die Nase stieg und der knusperige Flügel eines Hähnchens ihn anlächelte, hockte er dort wie ein hungriger Othello und rührte keine Speise an. Er wollte vermutlich lieber hungers sterben als von seinem Rivalen etwas annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Rutschbahn

sid. Am Waldrand steht ein Restaurant, — und wenn man langsam den Weg hinanspaziert, der aus der Stadt herausführt, so strömt einem schon von weitem würziger Kaffeeduft entgegen; es ist nämlich nicht ein Speisehaus, wo Wein und Bier ausgeschenkt wird, sondern ein friedlicher, fraulicher Ort ohne Alkohol. Es wimmelt daher an sonnigen Nachmittagen von Müttern, Mädchen, und vor allem von Kindern. Sie sitzen unter den Bäumen an gedeckten Gartentischen, die Damen klappern mit den Stricknadeln, daß es eine Art hat; Säuglinge schreien ab und zu ausgiebig, und leichtfüßige weißbeschürzte Töchter schleppen Tablette herbei, beladen mit Kaffee- und Milchkannen, Kuchen und Brötchen.

Neben dem Gebiet der bescheidenen Schlemmer, — genau in Reichweite der mütterlichen Augen, — befindet sich der Spielplatz. Er ist die Hauptattraktion! Wenn meine Zwillinge sagen „Waldhaus", so meinen sie damit nicht etwa die leiblichen Genüsse, die ihnen in Form von Himbeersaft und Zwiebäcken dort verabreicht werden, sondern vielmehr und mit Nachdruck „Rutschbahn und Schaukel". Vor allem die Rutschbahn hat es ihnen angetan, dem Buben zur aktiven, dem Mädchen zur passiven Betätigung. Sie besteht in einer Eisenleiter mit acht Stufen, die zu erklimmen immerhin ein gewisses Wagnis für Kinderbeinchen bedeutet, und in einer sanft absteigenden hölzernen Bahn, die von den vielen,

Wie man in China über Liebe und Ehe denkt

Von Olga Lee.

Chinesen finden, daß junge „Liebe" Ausdruck der Schwäche, Dummheit, oder Sentimentalität ist. Liebe, die wahre, treue, kraftvolle Liebe, die dauert und allen Schwierigkeiten standhält, ist etwas, das erarbeitet und gepflegt werden muß und Frucht der selbstlosen Pflichterfüllung einer Familie gegenüber ist. Diese heilige, große Liebe wird aber von den Chinesen nicht le[illegible]fertig im Munde geführt. Sie haben zu große Ehrfurcht vor ihr. Liebe wächst mit dem Alter und vertieft sich, wenn Lebenserfahrung einen weise gemacht hat. Was aber bei jungen Menschen als Liebe gilt, ist meistens vorübergehende Sinnenbetörung, auf der man aber unbedingt nicht seine Gattenwahl, die doch fürs Leben gilt, bauen darf.

Diese Wahl, die so unendlich wichtig ist, wird daher von den Eltern übernommen, entweder ganz oder dann zum größten Teil, und Kinder sind ihnen für diesen Dienst auch meistens dankbar; denn liebende Eltern werden unparteiisch das Glück ihrer Kinder im Auge behalten. Was vor allem bei einer solchen Wahl in Frage kommt, ist ein häusliches Mädchen, das verständig ist oder ein Gatte, der selbst seine Familie standesgemäß oder mit Hilfe seiner Eltern ernähren kann. Die beiden Leute sollen jung sein; denn dann sind sie noch anpassungsfähig und haben weniger Mücken und fixe Ideen wie die Ueber-Dreißig-Jahre-Alten.

Wenn nun der Sohn oder die Tochter das heiratsfähige Alter erreicht hat, hält man, wie man es auch bei europäischen Fürstenhäusern macht, oder bei altansässigen Bauerngeschlechtern, wo die Familie mehr gilt als das einzelne Glied, Umschau, fragt seine Freunde und Bekannten oder engagiert eine Vermittlungsperson. Der Bräutigam oder die Braut muß passend sein, d. h. gesellschaftlich, dem Alter nach, soll ungefähr gleiche Erziehung und Bildung genossen haben wie der andere Teil. Mit vollkommen klarem und nüchternem Menschenverstand macht man sich hinter die Sache. Ein so wichtiger Schritt wie das Heiraten kann man nicht Verliebten überlassen, die dem Unpassendsten nachfolgen, Messing für Gold halten und ihre Stellung, ihre Laufbahn, ihren Namen, oft auch ihr Leben einem leeren Traume opfern. Man kann nun einwenden, daß der Traum schön war, so lange er währte und daß, wenn man zur Wirklichkeit erwacht ist, man sich ja immer scheiden lassen kann.

Eine Scheidung aber wird in China nicht nur als großes Unglück, sondern auch als Schande empfunden, darunter die ganze Großfamilie leiden

(Fortsetzung siehe Seite 4)

„Spinn, spinn, Tochter mein,
morgen kommt der Freier dein,
Tochter spann, die Träne rann,
niemals kam der Freiersmann."

Am ersten Spinnkurs im Herbst 1939 hatten samt den Mädchen des achten und neunten Schuljahres ihrer 32 spinnen gelernt. Daraus wuchs nun die Freude am Weben, am

Weben für den Hausgebrauch und als Heimarbeit

Der Webkurs begann mit der einfachen Verbindung von Zettel und Eintrag. Zum Handtuch mit einer Blattbreite von 52 Zentimeter wurden 646 Fäden gezettelt, in roher Baumwolle und rot für Streifen. Der Eintrag war aus rohem Hanfgarn. Der Selbstkostenpreis des Tuches kam bei einem Gewicht von 15 Gramm auf Fr. 1.70 zu stehen. Weiter schritt der Unterricht zum Küchentuch mit 756 Kettfäden in Hanf oder Flachs und mit flächsernem Eintrag. Der rote Streifen am Rand wuchs sich allmählich zum gehäuselten Muster aus, dann zu dem fröhlich rot-blauen Webstreifen des Tales auf Kissen- oder Vorhangstoffen. Zum Fertigen gehörte nach den 22 Kurstagen gestreifter Schürzenstoff, für Werktagstrachten geeignet, aus dem gefällig Betrachteten leuchtete rot-weißer Kölsch, aufklepfig kariert. Ein Restenteppich breitete sich aus wie ein Blumengärtchen, mit dem Zettel aus rohem Hanfzwirn, grauem Baumwollmischzwirn und rotem Zellwollzwirn. Der Eintrag verriet alte Kleider und Strümpfe. Die Fadenverbindung schritt weiter zum Schwedenmuster. Dieser Stolz der Webschüler bietet sich in der Form eines Tischtuches aus Zellstoffzwirn als Zettel und Hanf oder Flachseintrag. Die Augen der Besitzerin warten, daß der Besuch Schwedenborte und Gerstenkorndrell würdige, etwas ahne vom Grundlegenden dieser Fadenverbindungen für das Handweben, von denen aus die Muster ins Vielfache vermehrt werden können.

Wie die Spinnkurse das Färben, bezog der Webkurs das Schlichten des Zettels aus Leinen und Wolle in den Unterricht ein. Denn die Schüler sollten sachgerecht und selbständig weben lernen.

Altes kehrt wieder! Die Groß- und Urgroßeltern des Tales haben gewoben, und wiederum fliegt das Schifflein durch die Kette, rinnen vom Spulenständer die Fäden um den Scherrahmen, schlingt sich das Fadenkreuz in der Hand der Weberin. Fünf Frauen und zwei Männer haben den Kurs besucht. Fräulein Elsi Schwander aus Kirchlindach leitete ihn, der Frauenverein hatte ihn eingefädelt, und die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes in Interlaken bestritt seine Kosten.

Ein Same dieses Handwerks war in Gsteig noch vorhanden. In einem Haus ob der Kirche weben seit einiger Zeit zwei Brüder: Der eine fertigt Käsetücher und ähnliche technische Gewebe an, der andere erstellt Dekorationsstoffe, mit einem guten Geschmack für die Zusammenstellung der Farben. Und dann ist da die Witwe, die sich mit dem Weben von Restenteppichen ihre drei Kinder und ihr Heimetli erhalten hat und in ihrem Waschhäuschen weiter das Dunkle und das Helle eines schweren Schicksals durch Kettfäden zieht. Sie chartet und spinnt die Wolle ihrer Schafe und webt aus Auftrag Lumpen zu farbenfrohen Decken und Läufern. Ja, sie nimmt sich die Mühe, Breiten zusammenzusetzen zu schweren Teppichen und dabei das Muster aus dem wechselvollen Zeug Strich auf Strich zu richten. Der Zettel, den die Frau kaufen muß, ist jetzt sehr teuer; zum Schluß bleibt ihr für die Arbeit fast nichts, aber unentwegt schneidet sie Riemchen aus Altem, setzt sie zusammen, macht aus Unbrauchbarem etwas Wertvolles.

In der Küche breitet sich ein See aus: das Dach rinnt, und im Frühling tropft Schmelzwasser unaufhaltsam aus mehreren Blößen ins Haus. Aber die zwei Schaffhände der Mutter erstreiten sich mit dem Weben zu essen; mehr ist ihnen auf dem Geißenheimetli nicht möglich, und sind doch zusammen mit dem Gesicht eine lautere Predigt, Zeugen eines der Witwenschicksale, die wie Kirchtürme zum Himmel weisen.

Eine Gemeinde, ein Tal beginnt zu weben! Die Garne und die Wolle dazu sind jetzt schwierig zu bekommen und teuer, doch mehrt sich von Jahr zu Jahr das Eigengepflanzte, und anderes wird in Auftrag genommen. Im Unterland wachsen auf Hanf- und Flachsfeldern ganze Aussteuern, abgesehen von den Altstoffen für Restenteppiche, die noch lange nicht ausgehen dürften, und Aufträge werden, so hoffen die Weber und Weberinnen in Gsteig, ins Tal kommen. Begeisterndes Beispiel war hier das Weben in Saanen, wo die Hausweberei seit Jahren in Dutzende von Familien etwas Bargeld bringt. Für die, die neu beginnen, steht in Gsteig selber, auf einem Schrank im „Bären", tröstlich geschrieben:

„Gott wöll mit seinem Segen auf allen Weg und Stegen Dein treuer Gleitsmann sein. 1756."

(Aus „Der Bund.")

---

vielen Höschen so abgeschliffen ist, daß sie keine Farbe mehr aufweist, dafür aber auf Hochglanz poliert wurde. Die Fahrt vom obersten Kulm bis zum Ziel (10 Zentimeter über dem Boden) dauert normalerweise genau drei Sekunden. Aengstliche verstehen es, sie bis zu einer halben Minute auszudehnen; Mutige sausen mit der Schnelligkeit des bekannten „geölten Blitzes" hinunter. Auch hier ist alles relativ!

Kinder lieben Aufregung und Spannung, — und beinahe ebenso sehr Zank und Streit; ich glaube, das würzt ihnen den sonst fade schmeckenden Kuchen der Alltäglichkeit. Ist kein Erwachsener in der Nähe der Rutschbahn, der die gerechte Reihenfolge des Rutschens überwacht, so ertönt in kürzester Zeit gellendes Geschrei, lautes Geheul und bitterliches Weinen. Natürlich! Die Macht des Stärkeren wollte wieder einmal obsiegen. Die Frechlinge (meist ältere Buben, lies Primarschüler) haben sich, — anstatt sich nach der Fahrt sittsam hinten an die Reihe der Wartenden zu stellen, — brutal dazwischen gedrängt und von den schüchternen Protesten der Kleinen nur hohnlachend Kenntnis genommen. Vielleicht hat ein winziger empörter David den ungeschlachten Goliath unerschrocken angefallen; schon ist der schönste Streit im Gange! Mütter mischen sich ein, Ohrfeigen werden ausgeteilt, Tränen abgewischt, Röckchen zurechtgezupft; dann geht es weiter.

Schritt für Schritt erklimmen die Kinder die Leiter, setzen sich oben umständlich zurecht und sausen in die Tiefe.

Mein Sohn Klaus, klein, zäh und energisch, gehört zu den stillen Genießern. Geduldig stellt er sich hinten an, scharf sein gutes Recht verteidigend und keinen Eingriff duldend. Schritt für Schritt dringt er vor, erklettert hurtig die Leiter und fährt ab, — mit vorgebeugtem Oberkörper; nie geht es ihm schnell genug.

Katrin ist dagegen leider für die Rutschbahn nicht zu gebrauchen, allem Gut-Zureden ihres Bruders zum Trotz. Schon die Drängelei gefällt ihr nicht, geschweige das mühsame Klimmen und die schwindelnde Abfahrt. Dafür steht sie stundenlang, die Hände auf dem Rücken, die Nase in der Luft, als Zuschauerin daneben und verschlingt jeden glücklich Landenden mit den Augen. Ich bin überzeugt, daß sie brennend gern auch bei den Kühnen und Kecken wäre, — sich selbst aber zu wenig zutraut und lieber auf das Vergnügen verzichtet, als eventuell zu versagen und ausgelacht zu werden. Wer kann es meinem mütterlichen Herzen verargen, daß ich die Stricknadeln sinken lasse und meinem kleinen Mädchen lautlos sage: „Katrin, Katrin, treibe es nicht so weit, daß Du auch im Leben Zuschauerin bleibst, — zwar gefahrlos danebenstehend, nichts riskierend, aber auch nichts erobernd; die andern stumm beneidend, obschon selbst im sichern Port. Sicherheit ist nicht alles, — aber bezwungene Gefahr ist sehr viel. Schnell die Stufen hinauf! Denn das Leben ist (banal aber treffend ausgedrückt) auch nichts anderes als eine Rutschbahn!"

Adèle Baerlocher.

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Nüschelerstr. 44 Zürich 1

Blousen
Blousen
Blousen
und Jupes
in jeder gewünschten Ausführung und Preislage
MÜLLER Sommerau
THEATERSTR. 8 ZÜRICH

Ihre Buchhaltung
einrichten nachtragen
ordnen abschliessen
durch Marg. Gloor, Rütistrasse 2
Zürich 7 Tel. 29313

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. GENTSCH, SOHN ZÜRICH

Dieses Jahr Ferien in Graubünden
Es empfehlen sich die alkoholfreien Gasthäuser
Arosa Orellihaus Nähe Bahnhof
Andeer Gasthaus Sonne Mineralbäder, Jugendherberge
Chur Rhät. Volkshaus beim Obertor
Davos Graubündnerhof Jugendherberge
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe
Samaden Alkoholfr. Rest. 2 Min. v. Bahnhof
St. Moritz Hotel Bellaval b. B'hof, J'herberge
Thusis Volkshaus Hotel Rhätia, b. Bahnhof, Jugendherberge
P 2256 Ch
Mäßige Preise. Keine Trinkgelder. Aufmerksame Bedienung. Gute Küche. Bäder.

Frauen!
Berücksichtigt beim Einkauf
unsere Inserate
Der Inserent hilft uns
die Käuferin hilft ihm

J. Leutert
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Filiale Bahnhofplatz 7

SCHAFFHAUSER WOLLE

Brillen

gut & preiswert bei
OPTIKER
Berling
ZÜRICH 1
LIMMATQUAI 134
b.d. BAHNHOFBRÜCKE

Kristall - Porzellan - Bestecke
Haushaltartikel
Hans Fäh
GLASHALLE RAPPERSWIL 1875

Von Zweifel besonders begehrt
Salat
mit dem feinen, milden
Obstessig
Mosterei Zweifel Höngg
Tel. 67770

Sitzmöbel und Tische
der A.-G. Möbelfabrik Horgen-Glarus in Horgen
Bei allen guten Möbelgeschäften erhältlich.

Ohne Textil- u. Seifencoupons
immer tadellos gekleidet, wenn Sie Ihre Garderobe bei der bestbekannten
Färberei Wädenswil Chemische Reinigung AG
Tel. 95 60 58, Gegr. 1857
chemisch reinigen oder färben lassen
Plissieren, Dekatieren, Imprägnieren.
Teppichreinigung
Filialen in Zürich: Seefeldstraße 8, Telephon 22566; Badenerstraße 60, Tel. 52041; Stampfenbachstr. 56, Tel. 47502; Forchstraße 92, Tel. 26711; Stockerstraße 45, Tel. 32481.
Ablagen in der ganzen Stadt

Wertbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Daheim Bern Zeughausgasse 31
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 24929

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 53730

muß. Ein Mann, der sich von seiner Frau scheiden lassen will, hat es mit ihrer ganzen Sippschaft zu tun, und dazu wird er noch von der Gesellschaft als herzlos und unedel betrachtet. Die Frau wird sich auch erst lange besinnen, bevor sie einen solchen Schritt wagt, weil sie mit ihm ihre eigenen Kinder verliert, die der Familie ihres Mannes angehören. Eine Scheidung zeugt davon, daß man bei der Wahl sehr dumm und kurzsichtig gehandelt hat, wo doch in erster Linie Weisheit hätte walten sollen.

Eine Ehe muß unbedingt eine Vernunftsehe sein. Liebe, wahre Liebe, wird sich mit den Jahren entwickeln, und sie tut es meistens auch, wenn man zusammen arbeitet, zusammen seine Kinder großzieht, wenn man die Lasten trägt, die einem das Leben auf die Schultern gelegt hat. Und weil eine Ehe ohne Kinder keinen Zweck hat, werden Kinder als Segen des himmlischen Vaters empfunden. Kinder aber sehen dazu, daß man zusammenhalten lernt und sich durch sie zu wahrer Liebe fähig macht.

Im modernen China macht man einen Kompromiß zwischen Alt und Neu. Wenn einmal die Eltern eine Wahl getroffen haben, werden Photos ausgetauscht, die jungen Leute, wenn ihnen das Bild des oder der Zukünftigen zusagt, werden einander noch persönlich vorgestellt. Und erst, wenn sie beiderseitig einverstanden sind, werden die weiteren Verhandlungen und Vorbereitungen zur Hochzeit vorgenommen.

Natürlich verlieben sich die jungen Chinesen auch ohne Erlaubnis der Eltern, und wenn sie ultra-modern sind, werden sie auch ohne deren Einwilligung eine Ehe schließen. Das heißt nun aber nicht, daß solche Ehen glücklicher oder erfolgreicher sind, wie die mehr nach alten Traditionen veranstalteten Angelegenheiten. Denn oft entpuppt sich das, was man für reine Münze hielt, nur als blinde Leidenschaft, die eben nicht von langer Dauer sein kann. Dann, wenn es zu spät ist, bereut man, daß man die Lebenserfahrung und die Liebe der Eltern nicht höher eingeschätzt hat.

China hat ein langes Leben hinter sich, in dem es viel Weisheit angesammelt hat. Es weiß daher, wie oft die Liebe der unerfahrenen, heißblütigen Jugend nur ein Sinnestaumel ist. Ehe aber bildet ein Glied einer Kette, das diese Generation an die, die nachfolgen werden, binden soll; daher muß sie stark sein und festhalten. Stunden weichlicher Romantik des Schäferlebens haben ihren Platz, das Alltagsleben selbst aber ist rauh, und da muß man mit beiden Füßen auf der Erde stehen und sich nicht mit Verliebtheit schwach und sentimental machen lassen. Die Ehe muß auf dem Granit der harten Vernunft und der Wirklichkeit gebaut sein; denn nur so kann sie den Versuchungen eines stürmischen Lebens standhalten.

Hohenbühlstraße 1

Zahlreiche Zeitungen haben nach dem Hinscheiden von Dr. med. Hämmerli-Schindler sein ärztliches Wirken gewürdigt. Hinter diesem aber stand das Doktorhaus. Seiner Bedeutung will die folgende Einsendung einer Leserin gedenken. (Red.)

Es steht ein Haus in der Sonne. Ein schönes Haus aus älterer Zeit, und wer es betritt, kommt aus einem stillen Garten zuerst an einer Maillolstatue vorbei.

Der einfache Garten, der noch Struktur und Brunnen seines Planers einbehalten hat und die moderne Statue vereinigen sich zum Sinnbild des Geistes, der in dem Hause herrscht: Liebe und Achtung für das Alte, Aufgeschlossenheit und vorausschauendes Interesse für das Jetzt.

Es ist ein Doktorhaus, nicht eine jener ungezählten Etageneinrichtungen, wo der Arzt seine Sprechstunde abhält. Wo von 10—12 Uhr und 2—4 Uhr, oder ähnlich, Menschen ein- und ausgehen, Leid und Arbeit einziehen und wo nachher die Läden heruntergelassen werden und alles über Nacht tot bleibt. Nein, es ist ein Haus ununterbrochenen Wirkens und schöner Lebendigkeit. Aber der täuscht sich, der da denkt, diese Schönheit rühre von den schmückenden Dingen her. Es ist der Geist, der alles durchdringt und sie erhöht, die Lebensanschauung von zwei Menschen, die zusammen die Hilfe für die Leidenden zu ihrem Ziel gewählt haben. Der Arzt, der dort gewirkt hat, hätte die gewaltige Arbeit ohne Verständnis und persönliche Opferbereitschaft seiner Frau niemals mit der für den Patienten so wohltuenden Ruhe, ja, ich möchte sagen, Grazie — denn Grazie heißt größte Leistung unter minimalsten äußerlichen Anstrengungszeichen — bewältigen können, hätte er nicht für sein Wirken dieses tiefsten Verständnisses sicher sein dürfen.

Und nun ist der Tod in das Haus eingezogen, von wo aus während langer Jahre das Leben Ungezählter gestärkt, gepflegt und verschönt wurde. Wo niedergebeugt Eintretende munter und voller Zuversicht der kleinen Blumenrampe entlang wieder aus dem Garten traten, wo Verängstigte mit neuen Plänen im Kopf sich entfernten, und wo in Schwerkranken, deren Herzen wirklich die Last des Daseins nicht mehr zu tragen vermochten, mit zartem Hinweis auf Grund zur Dankbarkeit, auf den Sinn alles Vergehens, geholfen, wo auf wunderbare Möglichkeiten, je nach Veranlagung des Kranken, auch über das Diesseits hinaus, geführt wurde.

Das Haus steht noch, die Sonne wird es weiter erhellen und erwärmen und der Dank der Patienten — der stürmischen und ungeduldigen, der retzbaren und sentimentalen, der eingebildeten und sich selbst täuschen wollenden — nicht zu vergessen, auch der vernünftigen —, die alle so viel Hilfe und Verständnis fanden, dieser Dank wird dem Hause und seinen Bewohnern erhalten bleiben. Denn mit dieser Dankbarkeit geht ein Auftrieb zu tapferem Bemühen, zur Befolgung des schönen Beispiels eines für andere gelebten Lebens einher, weit in die Welt und weit und unverlierbar in die Zeit hinaus.

Gertrud Veraguth-Keyser.

VON BÜCHERN

Der Wald und das Fort. Herbert Allen. Autorisierte Uebertragung des Steinberg-Verlages Zürich.

„Am Anfang war der Wald . . ." So beginnt der eigenartige und ungemein faszinierende neue Roman des Schöpfers von „Anthony Adverse". Es ist der Wald, der als geheimnisvolle Urkraft und Urquelle des Lebens hinter dem wechselvollen Geschehen steht:

Salathiel Albine wird als Kind von Indianern geraubt und wächst als „Kleine Schildkröte" im Zelt des Häuptlings auf. Durch die Begegnung mit einem Priester wird er sich seiner Pflichten als Weißer bewußt und geht nach Fort Pitt — dem Fort, das als Zelle des heutigen Stahl- und Kohlenzentrums den naturbedingten Gegenpol zu der ewigen Ruhe des Waldes bilden muß. Wie Salathiel als Kind des Waldes auftritt in seiner gläubigen Naivität und seinem primitiven Erstaunen für alles, was wir Zivilisation nennen, so sind Oberst Bouquet und Hauptmann Ecuyer, zwei Schweizer im Dienste König Georgs II., zielbewußte Vertreter der andern Welt. Es gelingt ihnen, in dem fast aussichtslosen Kampf gegen die Indianer Fort Pitt zu halten und damit der englischen Krone ihr amerikanisches Kolonialreich zu sichern. —

Wie gesagt, es ist ein faszinierendes Buch — faszinierend durch die historische Genauigkeit und die Einfühlung in indianische Gedankenwelt sowohl als auch wegen seiner meisterlichen und kühnen Darstellungskraft. Es steht in seiner ganzen Art der breit angelegten Schilderung zwischen Heldenepos und fesselnder Indianergeschichte, wie wir sie als Kinder glühend verschlungen haben. Obschon es ein bestseller ist, wird es noch nach Jahren von unverändertem Werte sein, denn sein Schöpfer ist ein kluger Mensch mit einem warmen Herzen und ein Dichter dazu. Sonst hätte er wohl keinen so einprägsamen Schlußsatz finden können: „Herr Gott", sagte Salathiel laut, „wie die Nacht eines Menschen Geist verwirren kann! Der einzige Weg, die Zukunft zu erkennen, ist der, in sie hineinzuschreiten und sie ausfindig zu machen."

hu.

Die Liebenden von Avignon. Laurent Daniel. Roman aus dem besetzten Frankreich. Aus dem Französischen übertragen von Lola Humm. Verlag Oprecht, Zürich.

Mit Tapferkeit erträgt in diesen Jahren das geschlagene Frankreich die drückende Fremdherrschaft. Seine Städte mit den magischen Namen — Avignon, Valence, Lyon — die vor dem Krieg das Ziel so vieler reisender Ausländer waren, sind heute Widerstandsherde, wo jeder Bewohner einen versteckten und verbissenen Kampf gegen den Eindringling führt.

Von dem erregenden, gefährlichen Leben dieser stillen Kämpfer erzählt uns Laurent Daniels Roman. Von den verborgenen Organisationen, die auf dem Land die Verfolgten aufnehmen, von der Opposition, die die Bevölkerung in den Eisenbahnen, den Cafés, auf der Straße der Okkupationsmacht entgegensetzt, von der heimlichen Widerstandsbewegung, von den Menschenjagden in den Lyoner Straßen. Inmitten dieser bewegenden Geschehnisse, inmitten auch der schönsten Landschaft Frankreichs steht das Schicksal der Liebenden von Avignon, der tapferen und anmutigen Juliette Noel und ihres Freundes Célestin.

Jean-Louis. Auguste Bachelin. Aus dem Französischen übersetzt von Alfred Donati. Pan-Verlag, Zürich.

Seltsam, daß erst heute, in der Blütezeit der amerikanischen Bestseller, seiner Mutter wegen auf das geliebte Mädchen verzichten soll. Aus Trotz tritt er in die preußische Armee ein und erlebt alle Härten des Soldatenlebens und ein Heimweh, das ihn schließlich zum Deserteur macht. Er kommt in eine Heimat zurück, die im Begriffe ist, sich von der Herrschaft Preußens zu befreien und ein Schweizer Kanton zu werden. Nach langen Kämpfen mit sich selbst — weiß er doch nicht, ob die Liebe zu Louise über die kindliche Pflicht der Mutter gegenüber siegen darf — kann der junge Bauer sein Mädchen heimführen, ohne daß die Mutter ihre feindselige Stellung aufgegeben hätte, die sie auch auf dem Sterbebette nicht verläßt. —

Nachdem der Autor das Liebespaar nach unendlichen Schwierigkeiten und Prüfungen aller Art glücklich zusammengeführt hat, gesteht er, daß er bereuen müßte, die beiden jetzt schon zu verlassen und schließt noch vier Kapitel an. Eines davon, die farbige Schilderung eines fröhlich vergnügten Leichenschmauses, ist besonders köstlich und bleibt dem Gedächtnis haften.

Wenn man das Buch aus der Hand legt, hat man den eigentlich abwegigen Eindruck, ein gutes Märchen gelesen zu haben, in dem wie immer das Gute erst nach viel Mißerfolg siegen kann, dann aber einfach siegen muß. Vielleicht ist es gerade diese Einstellung, die Unbesiegbarkeit des Guten, die uns in der heutigen Zeit von neuem zu diesem Werke greifen läßt.

Hausdienstprobleme der letzten 10 Jahre

Die Studienkommission für Hausdienstfragen beschloß 1932 ihren umfangreichen Bericht „über die heutigen Verhältnisse im Hausdienst und Vorschläge für Sanierungsmaßnahmen" mit der Empfehlung, es sei als nächste Maßnahme ein zentrales Hausdienstsekretariat zu schaffen, das während der nächsten Jahre intensiv an der Lösung der Hausdienstfrage zu arbeiten hätte.

Eine neue Einstellung ist nötig

Seither sind 10 Jahre vergangen. In dieser Zeit hat sich in bezug auf das Hausdienstproblem unter seinen verschiedenen Aspekten manches geändert, doch gelten die in der obengenannten Schrift aufgestellten Postulate noch; denn sie sind erst zum kleinsten Teil erfüllt. Wenn einzelne hinfällig geworden sind, so haben sich dafür andere gezeigt. Jahrzehnte werden kaum genügen, um sie zu lösen.

Es handelt sich dabei nicht um Forderungen, deren Erfüllung ausschließlich von Mitteln und Kräften abhängig ist, es geht ebensosehr um die Erziehung zu einem andern Denken, zu einer andern Einstellung zur Arbeit, zu einem sozialeren Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Hausdienst, zum Ernstmachen mit den Fragen der Ausbildung, der Weiterbildung und der Anerkennung der häuslichen Arbeit als Berufsarbeit. Immer noch stehen weite Kreise diesen Fragen ohne Verständnis gegenüber.

Ein kleiner Abschnitt aus dem Jahresbericht einer kantonalen Arbeitsgemeinschaft zeigt zwar deutlich, daß wir uns auf gutem Wege befinden, auch wenn wir noch viel Geduld haben müssen, bis z. B. unsere Forderungen von den Arbeitgeberinnen als richtig anerkannt werden: „Unserem Normalarbeitsvertrag wird von der älteren Generation der Hausfrauen nicht große Sympathie entgegengebracht. Die Frauen sind der Meinung, daß man früher die „Dienstboten" auch ohne Normalarbeitsvertrag lange Jahre behalten konnte und sehen darin eine Aufwiegelung der Arbeitnehmerinnen gegenüber den Arbeitgeberinnen. Dagegen sind die jüngeren Hausfrauen dankbar, daß es einen Normalarbeitsvertrag gibt, nach dem man sich richten kann. — Es darf auch mit Befriedigung festgestellt werden, daß die Benennung „Dienstboten, Dienstmädchen" in den letzten Jahren weitgehend der Berufsbezeichnung „Hausangestellte" Platz gemacht hat. Dies mag für viele eine reine Formsache sein, doch haben auch Formen ihren Wert und Einfluß. In diesem Fall bedeutet die Umstellung einen wertvollen Fortschritt für die Hausangestellte, denn sie bestätigt, daß ihre Arbeit eine Berufsarbeit ist.

Warum Mangel an Hausangestellten?

Es geht nicht an, den heutigen Mangel an Hausangestellten zum Gradmesser des Erfolges unserer Arbeit zu machen. Der Mangel bestand schon lange vor der Gründung der Arbeitsgemeinschaften. Die Notwendigkeit, ihm in seinen Anfängen zu wehren, wurde nicht genügend erkannt, es war auch nicht möglich, die Entwicklung der Lage vorauszusehen. Bis in die Jahre nach 1930 handelte es sich meist um saison- und konjunkturbedingte Schwankungen des Arbeitsmarktes, und vor allem um einen Mangel an qualifizierten Arbeitskräften. Diesem wurde jeweilen durch die Bewilligung von Einreisen gesteuert, ein Weg, den wir im Hinblick auf seine vielseitigen Folgen nicht mehr einschlagen möchten.

Früher konnten mit mehr Recht als in der Gegenwart die Arbeitsverhältnisse im Hausdienst für den Mangel verantwortlich gemacht werden. Diese sind heute, wenn auch noch nicht überall, so doch vielfach besser geworden, eine Folge der allgemeinen Aufklärung, der Einführung von Normalarbeitsverträgen und unbedingt auch die Folge des Mangels, der die Hausfrauen zur Ueberlegung zwingt. Zu dieser in den Arbeitsverhältnissen begründeten Ablehnung des Berufes von Seiten der jungen Mädchen kommen seit 1939 die kriegsbedingten Gründe: der Mehranbau, die Beanspruchung des Mannes durch den Militärdienst, welcher besonders die Frau im bäuerlichen Hausdienst festhält, die Beanspruchung der Frau durch die Kriegswirtschaft, die Armee, durch Industrie und Handel.

Ein nicht zu unterschätzender Grund für das Fehlen der jungen Arbeitskräfte — und gerade sie werden ja im Hausdienst am meisten verlangt — liegt in der Auswirkung des Geburtenrückganges seit 1914. Daß demselben eine seit 1939 zunehmende Heiratshäufigkeit gegenübersteht, vermindert generell die Zahl der arbeitenden Frauen und erhöht mit aller Wahrscheinlichkeit die Nachfrage nach häuslichen Arbeitskräften. — Die Verknappung von Arbeitskräften beginnt sich auch in andern Berufen auszuwirken, logischerweise zuerst in jenen, bei denen Arbeitsverhältnisse und Ansehen wenig günstig liegen, wie dies leider doch noch vielfach beim Hausdienst der Fall ist.

Nachwuchs

Immer wieder stellt sich uns die Frage, was kann und darf getan werden, um dem Hausdienst zu Nachwuchs zu verhelfen. Wir haben diese Frage den kantonalen Arbeitsgemeinschaften gestellt. Während einzelne keine Möglichkeit sehen, durch irgendeine Maßnahme zu einem Ziel zu kommen, betonen andere, daß durch den hauswirtschaftlichen Unterricht der Schule die Freude an der Hausarbeit geweckt wird und durch die Werbung bei den zur Schulentlassung kommenden mehr erreicht werden könnte, wenn diese allgemein und mit Geschick durchgeführt würde. Die Beeinflussung muß auf die Mütter ausgedehnt, Lehrmeisterinnen müssen gewonnen und für ihre Arbeit vorbereitet werden.

Es darf in diesem Zusammenhange mit Befriedigung konstatiert werden, daß im Winter 1943/44 mehr Lehrmeisterinnenkurse durchgeführt werden als je zuvor. Diese Tatsache, so gut wie die Zunahme der Fachklassen für Haushaltlehrtöchter, ist nicht zuletzt auf die vorbereitende Arbeit der schweizerischen Kommission für Haushaltlehrfragen (früher Lehrprogrammkommission) zurückzuführen. Diese wird beschickt von Vertreterinnen aus 16 Kantonen, Hausfrauen, Hauswirtschaftslehrerinnen, Berufsberaterinnen und Mitglieder von Haushaltlehrkommissionen. Die endgültige Vereinigung ihrer gegenwärtigen Arbeit, eines „Reglementes für die Lehrtöchterausbildung im Privathaus und die Mindestanforderungen für die Haushaltlehrprüfung" steht bevor. Dieses Reglement wird die Einheitlichkeit der Prüfung in den Kantonen fördern, aber auch die Abhaltung von Instruktionskursen für Prüfungsexpertinnen verlangen. Seine Annahme durch die Haushaltlehrkommissionen wird ein Schritt zur Anerkennung des Berufes sein.

(Aus dem Jahresbericht der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst.)

Seit 9 Uhr in Bewegung, und immer sieht sie frisch und gepflegt aus. Sie verwendet eben den neuen Vitafond und erhält damit ihre Haut frisch und geschmeidig. Der neuzeitliche Vitafond ist besser als Puder und haftet viel länger. Machen Sie einen Versuch damit! Auch Sie werden durch Ihren blühenden und frischen Teint angenehm auffallen.

VITAFOND

besser als Puder

Veranstaltungen

sr. In der „Frauenstunde", die Montag, den 17. Juli, um 17.00 Uhr, zu vernehmen ist, hält Paula Maag eine Plauderei über Reisendenten. Anschließend hört man Gedichte von Helene Kopp, und Dora Abel-Mäder spendet „Liedervorträge" von Schubert, Schumann und Schoeck. In der Sendung „Was unsere Frauen interessiert" kündet Dienstag, den 18. Juli, um 17.00 Uhr, eine Reportage aus Langenthal. Ihr Titel lautet „Von der Herstellung feinen Porzellans". Gleichen Tags um 18.40 Uhr spricht Dr. Monica Meyer-Holzapfel, die Leiterin des Berner Tierparks Dählhölzli, über „Mensch und Tier". Mittwoch, den 19. Juli, um 13.40 Uhr, gibt in der Sendung „Für die Hausfrau" Dr. Heinrich Welti, Leiter des Bureaus für Altstoffwirtschaft der Stadt Zürich, Auskunft auf die Frage „Wo chömed eusері Chuchi-Abfäll ane?". Hierauf spricht Hanna Willi über „J'ch's Kafi-Sitze e Sünd?". Freitag, den 21. Juli, um 17.00 Uhr, behandelt im Zyklus „Frau und Geld" Dr. jur. E. Naegeli das Thema „Wo erhalte ich ein Darlehen?".

Redaktion

Dr. Iris Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telephon 4 50 80, wenn keine Antwort 4 17 40.